

Ronald Richter

»Meine Heimat ist die Weinlaube«

Ein Theaterprojekt mit Geflüchteten in der Berliner Ufa-Fabrik

Heimat – gibt es die noch? Was ist Heimat? »Das Thema Heimat geht uns alle an«, lesen wir in der Ankündigung zum Stück: »Die einen verlieren sie durch Flucht und Krieg, die anderen durch Entfremdung und Beschleunigung in einer globalisierten Welt.«

Im Variété-Salon der Berliner Ufafabrik erleben wir in dem Theaterprojekt ›Deine Heimat. Meine Heimat‹ jene, die ihre Heimat durch Flucht und Krieg verloren haben. Sie erinnern sich noch ganz unmittelbar, an früher wohl einfach hingenommene Qualitäten, die erst im Verlust den süßen Geschmack der Herkunft entfalten. »Ich vermisse im Schatten unter dem Feigenbaum zu sitzen.« – »Meine Heimat ist die Weinlaube. Die Heimat sind die Steine.« – »Ich vermisse den Sommer, die Wärme, dass alles braun ist.« – »Ich verspreche, dass ich mein Heimatland nie vergesse, ich werde immer über es schreiben!«

Es könnte auch eine Aufführung von Becketts ›Endspiel‹ oder ›Warten auf Godot‹ sein. Aber die meist monologischen Texte sind während der dreimonatigen Arbeit unter der künstlerischen Leitung der Schauspielerinnen Aline Jörs und Magdalena Scharler gemeinsam mit den Geflüchteten entstanden – und zeugen durchgängig von literarischer Formkraft. Wir hören sie auf Deutsch und Arabisch. Die Übertitel lassen uns bei arabischen Passagen an der deutschen Übersetzung teilhaben und umgekehrt.

Anne-Simone Vogts puristisches Bühnenbild (sie ist auch für die Kostüme verantwortlich) zeigt ein Niemandsland aus großem Erdhaufen, verworrenem Drahtgitter und glühend-goldener Scheibe zentral im Hintergrund. Was bedeutet sie? Sonne? Heimat? Das eigene Ich? Vogts Arrangement deutet eine untergegangene Welt ebenso an wie die Möglichkeit ihres Neubeginns. »Ich weiß nicht, bin ich in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft«, sagt auf der Bühne Mohammed Muzayek.

Eingangs hängt noch ein Müllsack im Gitter, der später als ein erster Akt der Befreiung fortgerissen wird und nun die Sonne unverstellt scheinen lässt. Auf ihr sehen wir Videoprojektionen, die eher elaborierte Beleuchtung sind und das Gold noch intensivieren. Manchmal leuchtet sie wie ein ganzer Kosmos. Dazu hören wir den tragend-getragenen Soundtrack (Musik: Simon Detel) aus technischen Geräuschen und berührenden Stücken wie Beethovens ›Dankgesang eines Genesenen‹.

Es duftet nach Erde im großen, dicht besetzten Saal der ausverkauften Premiere. Auch die beiden folgenden Vorstellungen sollen so gut besucht gewesen sein – was ungewöhnlich ist bei Berliner Produktionen, die nicht zum erlauchten Leuchtturmkreis gehören. Zumal Montag, Dienstag und Mittwoch gespielt wurde. Der Publikumsandrang lag wohl auch daran, dass es nicht das erste Stück mit Geflüchteten

die Drei 5/2017

ist, das die beiden Absolventinnen des Michael Tschechow Studios verwirklichen. Schon ein Jahr zuvor kamen sie mit der Produktion ›Letter TO THE WORLD‹ heraus.

Die Krise der Selbstwirksamkeit überwinden

Am 13. Februar 2017 war diesmal Premiere. An diesem Tag wird der Bombardierung Dresdens gedacht, der bis zu 25.000 Menschen zum Opfer fielen. Was haben Dresden und die Flüchtlingschicksale gemein, könnte man fragen – und irgendwie an Pegida denken. Doch die Gemeinsamkeiten sitzen ungleich tiefer: Die Menschen, die aus Syrien und anderen Ländern zu uns kommen, sind ähnlich traumatisiert, wie die Deutschen infolge des Zweiten Weltkriegs es noch immer sind. Es ist wie eine gemeinsame Aufgabe, die diese so unterschiedlichen Kulturen miteinander zu verbinden scheint. Man könnte die Aufgabe auch nennen: die entwicklungsnotwendige Gestaltung dessen, was wir aus uns selbst hervorbringen.

In den Zeiten der Globalisierung erfasst diese Aufgabe uns alle. Plötzlich geraten die Geflüchteten in die gleiche Krise der Selbstwirksamkeit wie wir. »Ich will zurück zu dir, in meine Kindheit« – diese Beschwörung der Heimat von Hareth Al Raad trägt nicht mehr. »Ich kann nicht stehen, ich kann mich nicht schützen«, sagt denn auch die einzige Frau unter fünf Männern, Zoya Anwer Mahfoud. Sie muss lernen, aus anderen Kräften zu stehen als zuvor. Vor dem Smartphone abzuhängen oder auf Bescheide zu warten bringt nichts. Doch auf einmal sagt sie: »Ich kann allein stehen. Ich kann gehen. Ich falle und ich stehe wieder auf.«

Ja! So ein Theaterprojekt hilft den Beteiligten, ihre individuelle Aufgabe anzunehmen. Während der Produktionszeit schenkt es ihnen die Sicherheit einer Familie und eines Ortes, wo sie im Probenprozess lernen, in den Körper zu kommen, sich zu bewegen und zu sprechen, Präsenz zu zeigen – was wiederum Wandlungen im Alltag wie Aufenthaltsgenehmigungen und Studienplätze ermöglicht.

Wir im Zuschauerraum erfahren durch die dargestellten Schicksalssituationen, wie es in den

Flüchtlingen aussieht, denen es vor einem Jahr noch wesentlich besser ging mit ihrer Hoffnung auf eine goldene Zukunft. Den Traum ersetzen Stagnation und Langeweile. Daran kann man verzweifeln – oder etwas Neues beginnen.

Wir erfahren aber auch etwas über uns. Das ist ja die Aufgabe des Theaters. Wenn sie ergriffen wird, wie hier, entfaltet sich eine heilende Katharsis. Wir beginnen mit dem Herzen zuzuhören, wie Michael Tschechow es riet. Ulrich Meyer-Horsch hat das in einem Artikel über die so schwierige wie beglückende Tschechow-Arbeit mit Schauspielern in der heutigen Türkei (DIE DREI 12/2016) geschildert.

Am Schluss der dichten Aufführung gab es Jubel und Ovationen für Spieler und Regie-Team. Wir wohnten einem großen Theaterabend bei, der uns erleben ließ, dass wir alle einfach Menschen auf dem zerbrechlichen Organismus Erde sind. »Egal, welche Sprache wir sprechen«.



Foto: Simon Detel

Zoya Anwer Mahfoud